Lilien Caprez · NachtMeerFahrt

Lilien Caprez

NachtMeerFahrt

Ein Weg in die Nähe des Todes und in die Fülle des Lebens

Ein weiblicher und spiritueller Befreiungsweg

BUCHER

1. Auflage 2023
BUCHER Verlag
Hohenems – Vaduz – München – Zürich
www.bucherverlag.com

© 2023 Lilien Caprez
Alle Rechte vorbehalten

Gestaltung: Lisa Gamper
Cover Idee: René Uhlmann
Autorinnenfoto: Stefan Huck
Lektorat: Achim Gralke
Produktion: BUCHER Druck, Hohenems
Bindung: Kunesch GmbH, Lamprechtshausen

ISBN 978-3-99018-666-4

Den Carmen dieser Welt

sowie Rico, Emaho und Herbert

INHALT

PRÄ-LUDIUM
»STIRB UND WERDE« 8

I DIE LÜGE 20
DAS EHERNE GEBOT DER FRAUEN 20
ABHÄNGIGE FREIHEIT 74

II DER GROSSE SCHRITT 119
WARNSCHÜSSE 119
DIE DUNKELSTE SCHWÄRZE 141
LASS ALLES LOS 200

III MEIN WIEDERGESCHENKTES LEBEN 259
LEBENSGLUT 259
ALLEIN-SEIN 304

POST-LUDIUM
»EIN LEERER RAUM ÖFFNET SICH« 358

PRÄ-LUDIUM
»STIRB UND WERDE«

Schriftliche Spuren

Von meinem *Großen Schritt* im Angesicht des Todes handelt dieses Buch. Und von den vielen vorausgegangenen und nachfolgenden Schritten. Und – nicht zuletzt – von den Auswirkungen all dessen.

Ich wusste untrüglich und leidenschaftlich, dass ich die einschneidenden und existenziell erschütternden Erlebnisse meiner Fahrt an die Grenze zum Tod festhalten wollte. Ich entschloss mich, ihnen eine Erinnerungsspur zu geben, um mich noch tiefer von dem in ihnen liegenden Lebenselixier durchdringen zu lassen. Ich wollte um keinen Preis, dass sie verblassen und entschwinden würden. Das entsetzliche Grauen war genauso vorhanden. Ich wusste jedoch, dass ich die unerwartete nektargleiche Kostbarkeit ohne das furchterregende Grauen niemals hätte berühren können und beide unzertrennbar zusammengehörten. So wie es eben bei einer Initiation ist. So war auch klar, dass ich beide Erlebnisstränge aufzeichnen und nochmals in sie eintauchen würde.

Ich brauchte einen gewissen zeitlichen Abstand dazu. Dann war ich so weit. Es war während der Rehabilitation etwa sechs Wochen nach den Operationen. Ich begann damit, meine Geschichte dem Aufnahmegerät meines Smartphones anzuvertrauen.

Als Erstes also sprach ich meine Geschichte. Es kostete mich viel Kraft und ich weinte jedes Mal viele Tränen, weil ich alles noch einmal hautnah durchlebte. Aber ich wollte es unbedingt. Danach war ich immer sehr glücklich und gleichzeitig bis tief in die Knochen erschöpft. Manchmal konnte ich ein paar Tage später weitermachen, manchmal brauchte ich längere Abstände. Insgesamt benötigte ich für meine mündlichen Aufzeichnungen ungefähr sechs Wochen.

Der Schritt, sie niederzuschreiben, war eine weitere Hürde, und es dauerte mehrere Wochen, bis ich dazu reif war. Ich gab mir die Zeit, die ich brauchte. Geduldig und unaufgeregt, weil mir klar war, dass kein Weg daran vorbeiführen würde und ich es tun musste. Ich wusste haargenau, dass ich sonst einen Schatz achtlos wegwerfen und verlieren würde.

Die ersten Sätze, die ich niederschrieb, waren diese: »Jetzt will ich anfangen, meine Geschichte zu erzählen, wozu ich nach großer Überwindung und heftigen inneren Widerständen endlich den Mut gefunden habe. Einerseits. Andererseits fühle ich mich dazu unausweichlich gedrängt. Im Wissen darum, dass es um einen großen Schatz geht, um eine Kostbarkeit, deren Niederschläge und Folgen für mein Leben ahnungsweise und doch gänzlich klar und bestechend aufdämmern. Es gibt eine unantastbare Gewissheit in mir, dass ich das alles aufschreiben muss, damit es wie eine sorgfältig eingegrabene Pflanze bleibend anwachsen kann. Wenn ich meinen Widerwillen die Oberhand gewinnen lasse und es nicht tue, ist etwas vertan. Das Wesentliche daran wird zu-

nehmend verblassen und keine Wurzeln schlagen. Ich würde es bereuen. Irgendwann – hoffentlich nicht in allzu ferner Zukunft – werde ich den Mut und die Kraft haben, alles schriftlich festzuhalten.«

Es niederzuschreiben brauchte noch mehr Unerschrockenheit, als es zu erzählen, weil in der Langsamkeit des Schreibens eine unumgängliche Auseinandersetzung, eine Bearbeitung und ein Ringen um die genau passenden Worte stattfinden. Dieser Prozess erfordert größere Distanz und weiterführende Reflexion. Hinzu kommt, dass das Hinterlassen von Buchstaben, Worten und Sätzen etwas Unauslöschliches, nicht zu Leugnendes hat. Es ist so, wie es ist. Unkorrigierbar. Ihm haftet etwas Unpersönliches und Allgemeines an, auch wenn es noch so persönlich ist. Schreiben ist ein entschieden anderer Vorgang und hinterlässt andere Spuren als das in einem Moment Gesprochene, das seiner Natur entsprechend flüchtig und oftmals spontan emotionaler ist und dem rein Persönlichen näher steht.

Ich fuhr mit folgenden Sätzen fort: »Es geht um die Geschichte, die mich so tiefgreifend verändert hat, dass seitdem vieles fundamental anders ist. Es geht um die Geschichte, die verheerend schrecklich und schmerzlich und unvorstellbar beängstigend gewesen ist. Einerseits. Die mir andererseits aber etwas Wunderbares hat zufallen lassen und mein Leben lebendiger gemacht hat. Es ist die Geschichte, die ihren Gipfelpunkt während meines Spitalaufenthaltes mit den beiden kurz aufeinander folgenden Operationen erreichte. Die erste Operation war geplant gewesen. Die zweite hingegen fand

wegen postoperativer Komplikationen notfallmäßig fünf Tage später statt und führte mich beinahe in den Tod.«

Im anschließenden Prozess des Schreibens ging es mehr und mehr auch um die Geschichte danach. Darum, was sich daraus entwickelte und sich beständig weiter entfaltet. Das heißt, es ging um die Auswirkungen des Geschehenen, die ich als schlüssige, ja zwingende Entwirrung eines bislang gordischen Knotens zu entziffern lernte. Von unsichtbarer Hand geplant und gelenkt.

Ebenso ging es um die Geschichte davor, die sich stetig auf den Höhepunkt meiner Grenzerfahrung an der Schwelle zum Tod zubewegt hatte.

Als Ganzes – in seinem Bogen, der sich von der Vergangenheit bis in die noch unbeschriebene Zukunft wölbt – geht es um das zeitliche Kontinuum dieses mich wandelnden Prozesses, der nicht mehr aufhört und dessen Anfänge ich nicht ausmachen kann.

Es geht jedoch bei Weitem nicht nur um meinen Weg, sondern um einen unter unzähligen, der von im Kern gleichen archetypischen Bedingungen geprägt ist.

Zu Beginn wollte ich das Erlebte nur für mich notieren, um es für mein Leben fruchtbar zu machen. So wie ich es mit inneren Prozessen seit mehr als vier Jahrzehnten getan hatte.

Während der Arbeit daran formte sich zunehmend der Gedanke heraus, es einem größeren Leserkreis zugänglich zu machen und ein Buch zu schreiben. Erst zaghaft, dann immer kraftvoller und überzeugter. Der Impuls dazu verstärkte sich parallel zu meinem mehr und mehr erwachenden Interesse

an der über mein persönliches Leben hinausgehenden mythischen allgemeinmenschlichen Dimension. Mir war zwar von Anfang an bewusst gewesen, dass mein Erleben auch eine archetypische Ebene anrührt. Die Absicht jedoch, diese größere urbildhafte Dimension auch für Außenstehende nachzuzeichnen, tauchte erst beim Schreiben nach einer ausreichend großen zeitlichen Distanz zu den erschütternden Erlebnissen auf. Ich vertiefte mich in Gedankengänge und Überlegungen darüber und fing immer mehr Feuer, ebenso diese Ebene zu ergründen und in den Text einfließen zu lassen.

Einerseits handelt es sich um meine persönliche Geschichte. Andererseits geht es um grundsätzlich Erfahrbarbares, das weiter, umfassender und größer ist als meine kleine unverwechselbare Welt. In beiden Welten, der persönlichen und der überpersönlichen, pulsiert im Brennpunkt des Erlebten eine rigoros fordernde und auffordernde Bewegung entlang eines roten Fadens, dessen Anfang und Ende unbekannt sind.

Der sich durch mein Leben zieht.

Der sich durch das Leben der Frauen meiner mütterlichen Familie zieht.

Der sich durch das Leben unzähliger Frauen und auch Männer spinnt und immer wieder aufs Neue weiterspinnen wird.

Dieser am Mythos und Lebenssinn orientierte Erzählstrang wurde beim Schreiben kontinuierlich stärker. Davon angespornt, begab ich mich auf die Suche nach einem subti-

leren Erkennen und Begreifen der Ereignisse in der Abfolge meines Lebens. Und in der Abfolge anderer Leben.

»Warum hatte sich genau das und nichts anderes jetzt in diesem Moment in meinem Leben ereignet? Und wozu? Gibt es geheime Wechselwirkungen, die im verborgenen Untergrund dazu geführt haben? Vielleicht sogar mit einer darin schlummernden Absicht, die es zu entlarven gilt?«

Ich wollte das Geschehene noch vertiefter verstehen als etwas, das sich als organischer Ablauf lesen lässt, der mir den nächsten Schritt ermöglichte. Als Ablauf auch, der durch ein wiederkehrendes Muster gelenkt ist, das nicht nur mir diesen und andere Schritte zu gehen erlaubt.

In der schreibenden Auseinandersetzung sodann war ich in der Lage, die sich einstellenden Einsichten in eine beständig deutlicher zutage tretende folgerichtige Entwicklung einzubetten, in der sich eine Gesetzmäßigkeit spiegelt.

Ich nenne sie die Gesetzmäßigkeit des roten Fadens.

Sie ist gültig für mein Leben. Genauso jedoch für das Leben anderer, die auf ihrem Weg zu größerer Freiheit und mehr Weite dem Urbild von »Stirb und Werde« folgen.

So wurde die Idee zu einem Buch in kleinen Schritten geboren.

»Stirb und Werde«, dieses rigorose Zurücklassen von etwas Vertrautem – egal, ob geliebt oder ungeliebt –, ohne zu wissen, was wird. Dazusein mit leeren Händen, ohne zu wissen, womit und ob sie sich wieder füllen werden. Und doch voll ängstlich süßer Neugier auf das noch Unbekannte. Erfrischung? Ernüchterung? Beschränkung? Erweiterung?

Wem es gelingt, die dem roten Faden innewohnende vorwärtstreibende Kraft als Rückenwind zu nutzen, dem werden Flügel wachsen.

Ein Hauch, der immer da ist

An der Grenze zwischen Leben und Tod, als Rico mich holen wollte, sagte ich zu ihm: »Ich will allein gehen! Ich will allein in die andere unbekannte Welt gehen, ganz allein, wenn es an der Zeit ist, mein Leben, meinen Körper zurückzulassen. Das will ich schaffen.« Das bedeutete auch, es zu schaffen, allein – ohne ihn – auf dieser Welt zu leben.

Dieser Aufgabe wollte ich mich unter allen Umständen stellen. Sie forderte meine Kräfte bis aufs Äußerste heraus. Das war mir angesichts der Verlockung, Rico zu folgen, klar. Es war ein Gang auf des Messers Schneide, und ich wusste ungefähr zwei Wochen lang nicht, ob ich es schaffen würde.

Seit ich mich dem Tod entwunden habe, bin ich in meinem Leben unzählige Schritte gegangen. Doch es gibt stets noch weitere, die sich jeweils erst zeigen, wenn ich die vorhergehenden ganz gegangen bin.

So wie es eben ist in einem Prozess, der zu mehr und mehr Bewusstheit drängt.

Mit diesen Schritten werfe ich nicht nur Lasten meines eigenen Geworden-Seins ab. Auch die über Generationen andauernde tabuisierte Bürde der Frauen meiner mütterlichen Familie verliert an Gewicht. Ich habe den als kategorischen

Imperativ gehandelten Absolutismus »Wir leben nicht allein«, der einzig dem nackten abgrundtiefen Grauen vor dem Allein-Sein entsprungen ist, für mein Leben ungültig gemacht.

Ebenso auch habe ich mich den Klauen des unbenennbaren Horrors entwunden, der mich jahrzehntelang in Gestalt subtiler Manipulation verfolgte. Praktiziert von den Frauen meiner mütterlichen Familie, die sie gekonnt als Gegengift und Abwehrzauber eigener Machtlosigkeit einsetzten.

Diese Veränderungen sind nicht nur äußerlich, sondern vor allem in meinem Inneren spürbar. Leichtigkeit und Freiheit sind ihre Früchte. Sie sind jedoch nichts endgültig Erreichtes. Ich werde immer wieder aufs Neue geprüft, und ich muss sie immer wieder neu beleben. Es fühlt sich wie ein allmähliches und zunehmendes Vordringen zu meinem eigentlichen Wesen an. Ein fortschreitendes tiefes Gesunden im Sinne eines Zurücklassens von Ballast, den ich unbewusst übernommen habe, der aber nicht zu mir und zu meinem Leben gehört.

Meine Großmutter hatte zwar die Erfahrung gemacht, allein leben zu müssen. Ihr Mann war Mitte dreißig an einer bakteriellen Infektion gestorben. Es gab noch kein Penicillin. Ihr Sohn war wenig davor an einer Hirnhautentzündung gestorben. Er war kaum zwei Jahre alt. Sie war eine junge Witwe mit einer Tochter, meiner Mutter. Kurz nach dem Tod ihres Mannes brach der Zweite Weltkrieg aus, den sie mit allen Schrecken, Todesängsten und Entbehrungen und der Flucht von Ostpreußen bis nach Bayern beinahe nicht überlebte.

Ihr Allein-Sein ohne Mann an ihrer Seite war die Hölle, ein nie endendes Leiden, eine nicht zu ertragende Qual, die sie zur freiwilligen asketischen Selbstaufgabe aus Liebe glorifizierte und die einzig durch einen erlösenden Mann zu beenden gewesen wäre. Dieser Mann kam aber nicht, durfte nicht kommen, weil meine Mutter als Kind und Jugendliche ihn nicht geduldet hätte und meine Großmutter der Forderung ihrer Tochter märtyrerhaft entsprach.

Ihr Allein-Sein war zwar sichtbar, tatsächlich aber nur eine äußere Hülle. In ihrem Inneren hatte sie die Realität ihres Allein-Seins nie berührt. Sie konnte nicht anders als es zu leugnen. Es gab eine eherne Grenze in ihr, eine unbezwingbare Mauer, die sie nie überschritten hatte. Zu groß wohl wäre der Schmerz gewesen, zu unerträglich der bodenlos verschlingende Schlund, zu gespenstisch das abgründige Loch. Auf ihrem Sterbebett sah meine Großmutter ihren vor mehr als fünfzig Jahren gegangenen Ehemann, der sie jetzt erwartete und dem sie freudig entgegen ging.

Meine Mutter führte die vorgespurte Tradition des »Wir leben nicht allein« fraglos weiter.

Sie hatte ebenso wie ihre Mutter das Wegbrechen ihrer Familie und ihrer Heimat erlebt, die Bedrohungen des Krieges und die vielen Momente, in denen sie haarscharf dem Tod entkommen war. Die Schreckensbilder hatten sich unauslöschlich in sie eingebrannt. Ich bekam sie als Gute-Nacht-Geschichten erzählt und wuchs mit ihnen auf. Fieberhaft wollte ich sie in allen Details immer wieder hören. Das grausige Entsetzen hatte etwas Faszinierendes. Meine Mutter lebte ja. Trotz alledem.

Auch sie konnte nicht anders. Wie meine Schwester. Und zunächst auch ich. Bis ich achtundzwanzig Jahre alt war und zum ersten Mal von einem Mann endgültig verlassen wurde, woraufhin die bislang undurchdringliche Mauer erste Risse bekam und den Blick in ein unbekanntes, fremdes Land freigab, das mich zutiefst erschütterte und erstarren ließ. Das unantastbare Gebot »Wir leben nicht allein« zerbröckelte wie durch die Finger rinnender Sand. Die Lüge begann sich selbst zu entlarven. Die Befreiung begann ihren unvorhersehbaren Lauf zu nehmen. Ihr Antrieb war sie selbst. Ohne Rücksicht darauf, ob es mir persönlich gefiel oder nicht.

Rico, mein Mann, von dem ich achtundzwanzig Jahre später, im Mai 2011 geschieden wurde, ist gut zwei Jahre darauf, im August 2013, viel zu jung, mit achtundfünfzig Jahren gestorben. Knapp vier Jahre später bin ich ihm in meiner etwa zwei Wochen andauernden todesnahen Zeit *nicht* gefolgt. Ich wollte weiterleben. Und auch das *Leben* wollte, dass ich weiterlebe und schenkte mir weitere Lebenszeit. Nur so konnte ich die Fähigkeit weiterentwickeln, allein – ohne ihn – zu leben. Ich konnte lernen, auf eigenen Füßen zu stehen. Sicher, ohne einen stützenden und schützenden Mann an meiner Seite. In Frieden mit mir selbst und mit ruhigem Herzen. Und ohne Angst.

Nur so auch konnte ich in einem darauffolgenden Schritt das Wagnis eingehen, einen neuen Mann an meiner Seite zu haben. Und trotzdem weiterhin allein auf meinen Füßen zu stehen, ohne zurückzufallen. Und gleichzeitig wieder zu lieben. Um das zu erleben, war es notwendig, mich dem verlo-

ckenden Kuss des Todes zu entwinden und wiedergeboren zu werden. Erfrischt und erneuert.

Zu all dem brauchte es meine NachtMeerFahrt.

Ebenfalls nur so war und bin ich in der Lage, das Leben als Mensch auf diesem Planeten als das zu begreifen, was es ist: ein unfassbar großartiges zeitlich begrenztes Geschenk voller Wunder. Gewusst hatte ich das zwar schon lange und ab und zu sogar flüchtige Blicke davon erhascht, aber noch nie hatte mich seine Wirklichkeit in dieser Heftigkeit mitten ins Herz getroffen, so tief und unauslöschlich erfasst und berührt. Im Angesicht des Todes hatten sich die Köstlichkeit und die Einzigartigkeit des Lebens überwältigend und uneingeschränkt offenbart und sich in meine Seele eingebrannt. Unvergesslich.

Seither lebe ich in diesem Wissen. Immer wieder. So oft ich nur kann. Es verlässt mich nicht mehr, auch wenn es in sehr unterschiedlicher Intensität spürbar ist.

Ein Hauch davon ist immer da. Ein feiner konstanter Grundton, dessen Klang in allem pulsiert. Eine zart-kräftige Grundfarbe, die durch alle Formen und alle Bewegungen hindurchscheint und in ihnen anwesend ist.

Emaho, der kleine weise Mann, von dem ich im Laufe von bald dreißig Jahren viel gelernt habe, hatte unzählige Male in vielfältigen Variationen genau davon gesprochen. Emaho, dessen Augen mich von Anfang an faszinierten und der in jeder Faser voll sprühender Lebendigkeit ist.

»Some birthdays are so, so, so beautiful.

And some birthdays are so lonely.

And some birthdays we forget.
And some birthdays we pass away.
And on some birthdays we find another way
To walk
Our life.
But I tell you, this whole lifetime is a birthday.
No matter how difficult it may be,
This whole lifetime is really a birthday from life.
It is we, that mark off the calendar, that it's only a birthday.
It is we, that mark it off and can make our life so, so, so difficult.
But if you really just think about it,
No matter how unhappy,
No matter how wonderful,
It is really a gift
To have this life of ours.
What a beautiful birthday present that is.«

Dieses Mysterium lebendig in mir zu tragen und seine Wirkung hautnah und tatsächlich zu spüren, auch dazu brauchte es meine NachtMeerFahrt.

I DIE LÜGE

DAS EHERNE GEBOT DER FRAUEN

Ahnungen und Träume

Ein paar Tage vor der geplanten Operation war ich im Theater in einer *Faust*-Aufführung und nahm danach den aufgelegten Flyer mit. Zu Hause markierte ich den Ausspruch Fausts:

»Und Schlag auf Schlag!
Werd ich zum Augenblicke sagen:
Verweile doch!
du bist so schön!«

Ich wollte diesen Satz bei mir haben und packte ihn deshalb in mein karges Spital-Gepäck, nichtsahnend, dass mir nach meinem Weg in die Unterwelt, meiner Fahrt an die Grenze zum Tod, dieser Flyer – zum Glück – erst Tage danach in die Hände fiel und mich nun stattdessen Mephistos Worte anstarrten und erschauern ließen:

»Wohin der Weg?
Kein Weg!
Ins Unbetretene,
Nicht zu Betretende.«

Hatte ich »gewusst«, was auf mich zukommen würde? Hatte mein Inneres gewusst, dass ich einen Raum betreten würde, in dem es keinen Weg gibt? Einen Raum, der unbetreten, ohne Spuren ist. Nicht zu betreten, gefährlich und unge-

wiss. In dem es keine Erfahrung als Orientierungshilfe gibt, keine Leitplanken, nichts Bekanntes.

Einen Raum, in dem ich mich in einer untrennbaren Gleichzeitigkeit von Fühlen, Denken und Handeln bewegen würde, geleitet von zwei in ihrer Natur äußerst unterschiedlichen Kräften.

Die eine Kraft, die des schieren Überlebenswillens, wollte weiterleben, hier auf der Erde, eingebunden in Raum, Zeit und Gravitation, inkarniert in meinen physischen Körper. Sie wollte es um jeden Preis. Sie kämpfte mit grauenvoller Todesangst und bettelte um ein Weiterleben: »*Ich* will weiterleben! Bitte!«

Die andere Kraft kam aus einer gänzlich anderen Quelle. Sie entsprang nicht meinem Ich. Ich erlebte sie als Gegenüber, außerhalb von mir. Sie war neutral und gleichzeitig voller Liebe und Mitgefühl für mich, für mein Leben, so wie ich es bis zu diesem lebensbedrohlichen Moment gewoben und gelebt hatte. Auch sie wollte mein Weiterleben. Aber aus völlig anderen Gründen. Ihr ging es nicht einfach um den Erhalt meines biologischen Lebens, das der Überlebenswille unter allen Umständen instinktiv beschützen und bewahren will. Sie wollte es aus Mitgefühl für mein Ringen um den unerbittlich rufenden nächsten Schritt auf meinem Lebensweg.

Inständig bat ich diese Kraft aus ganzem Herzen darum, ihn mir als Mensch auf dieser Erde zu ermöglichen. Es schien mir, als habe sie mir das Erlebnis meiner NachtMeerFahrt zugedacht, damit ich – wenn ich will und die Kraft dazu aufbringe – diesen großen Schritt tun kann. Nicht nur in Gedanken

und Gefühlen, nicht nur als Konzept, sondern gelebt in all meinen Zellen, als unmittelbares Wissen in sie eingraviert.

Diese Kraft war das *Leben* selbst.

Auch meine erschreckenden Träume, die ich vor der ersten Operation hatte und nicht entschlüsseln konnte, erschienen mir im Nachhinein als treffende unheimliche Vorboten meiner Initiation, in der nicht nur mein Körper, sondern auch meine Seele von tödlich zerstörerischen Kräften in Besitz genommen wurde. Ich hatte mich ihnen nur um Haaresbreite mithilfe des *Lebens* und der Kraft meines Geistes und meines Herzens entwinden können.

Drei Wochen vor der geplanten Operation, in der der Tumor in meinem Bauch, der vermutlich ein Lipom war, entfernt werden sollte, träumte ich:

»Ich zeige meiner Mutter Bilder und Filme von Peter, die mein Inneres illustrieren.«

Peter ist mein geliebter Stiefvater, der im Mai 2016 in Hingabe an sein todgeweihtes Schicksal gestorben ist. Er und meine Mutter waren ungefähr fünfundzwanzig Jahre verheiratet. Ihre Scheidung liegt inzwischen ebenfalls rund fünfundzwanzig Jahre zurück.

»Haltlose Bäume fliegen entwurzelt durch die Lüfte, manche davon brennen lichterloh. Es sind unzählige, und sie rasen wie schneidende Geschosse an meinen Augen vorbei. Im Traum erinnere ich mich, dass ich Peter früher von den geköpften Bäumen ohne Krone als Ausdruck einer krisengeschüttelten Zeitspanne in meiner Jugend erzählt habe. Diese Lebensphase kommt aber in den aktuellen Traumbildern und -filmen gar nicht vor. Dann folgt ein Film, in dem Peter wild um sich schlägt und sogar tötet, weil er den seeli-

schen Schmerz nach der Trennung von meiner Mutter nicht erträgt und sich stattdessen von mörderischen Kräften in Besitz nehmen und leiten lässt, sodass er nur noch blindlings wütet.«

Sein Verhalten im Traum ist das vollkommene Gegenstück zu seiner in Realität friedfertigen Natur.

»Peter, der den Film auch anschaut, berichtet, dass das in der qualvollsten Phase gewesen sei, bevor er Nadia, seine nächste Frau, kennengelernt habe. Ich hüte mich, gegenüber meiner Mutter und meiner zeitweilig anwesenden Schwester irgendetwas zu kommentieren. Ich tue das bewusst, um Peter und mich zu schützen und keine verletzenden Äußerungen und Fragen in Bezug auf uns zu provozieren.

Eigentlich, das weiß ich im Stillen, verweisen diese Szenen von Versehrtheit und Dysfunktionalität, auf meine psychisch instabile Zeit als junge erwachsene Frau, als ich mich vom ehernen Gebot meiner mütterlichen Vorfahrinnen ›Wir leben nicht allein‹ zu lösen begann und es wagte, in den monströsen Abgrund des Allein-Seins zu schauen. Mit meiner Jugendzeit haben die Bilder und Filme nur am Rande zu tun. Um meine Mutter abzulenken und mich so unangreifbarer zu machen, erzähle ich ihr jedoch, dass sie sich auf meine Jugend bezögen. Über Peter verliere ich kein Wort. Sie ist zwar betroffen, aber eigenartigerweise – so wie sie eben ist – stellt sie keinerlei persönliche Verbindung her, die sie zu einem Bewusstwerdungsprozess anregen könnte. Sie ist vollständig davon abgetrennt, zu erkennen, dass sie eine wichtige Rolle als meine Mutter und beteiligte Mitspielerin haben könnte. Stattdessen ist sie nur betroffen, dass so etwas an sich geschehen ist. Und zu allem noch mir, ihrer Tochter. Wie skandalös. Ein Makel, der nicht sein darf, weil er den Glanz des-

sen, was sein sollte, gefährdet. Noch im Ton meines Weckers, der den Traum unterbricht, taucht eine weibliche Seelenführerin in Peters entfesseltem mörderischen Tun auf, die ihn davon errettet. Es ist eine Lichtgestalt. Es ist Nadia, seine geliebte zweite Frau.«

Ich konnte diesem furchterregenden Traumgebilde keinen Platz in meinem gegenwärtigen Leben verleihen. Ich spürte zwar seine Bedeutsamkeit, konnte sie aber nicht entschlüsseln und nichts erkennen, was mir irgendeinen Sinn enthüllte. Die drastischen Bilder totaler psychischer Auflösung erschreckten mich zutiefst bis ins Mark. Sie bohrten sich verunsichernd und alarmierend in mein Innerstes. Fragend und irritiert ließ mich das Nachtgespenst zurück.

Der nächste Angsttraum folgte kurz darauf.

»Ich fahre nachts auf dem Fahrrad, um noch nach Hause zu kommen. Es ist in dem Dorf in Westfalen bei Münster, in dem ich nach der Scheidung meiner Eltern mit meiner Mutter, meiner gut vier Jahre älteren Schwester und Peter, meinem Stiefvater, vom sechsten Lebensjahr an großgeworden bin. Im Traum bin ich so alt, wie ich gegenwärtig bin, und wohne dort. Auf der Straße sind noch ein paar Leute. Darunter sind auch Fahrradfahrer. Ich habe etwas Angst, weil es nur Männer sind. Zudem habe ich kein Licht an meinem Rad. Deshalb fahre ich auf dem Bürgersteig. Dort bin ich zwar geschützter vor Autos, aber umso ungeschützter vor den Männern. Tatsächlich fällt mich dann ein Mann an und kneift mich brutal in die Brüste. Er ist stark. Ich kann mich nicht befreien. Er hält mich in seinen geilen Klauen und sagt perfiderweise noch obendrauf: ›Du bist doch in deinen Brüsten, gib's doch zu.‹ Ich schreie laut heraus: ›Nein!‹ Aber ich merke, dass das ja gar nicht stimmt. Klar bin ich

in meinen Brüsten. Aber natürlich alles andere als sexuell angeregt, wie es der Mann mir provozierend entgegenschleudert. Angesichts dieser schmierigen Vergewaltigung bin ich bis zum Erbrechen angeekelt und voller Angst, dass es noch schlimmer werden könnte. Ich zapple, wehre mich wie ein Fisch, der sich entwinden will, aber ich habe keine Chance gegen seine körperliche Übermacht. Es kommt mir auch niemand zu Hilfe. In dieser hoffnungslosen Situation wache ich auf.«

Auch dieser Traum beunruhigte mich. Ich konnte auch ihn nicht verstehen und seine Botschaft nicht entschlüsseln. Ich wusste nicht, was mir die übermächtige rohe sexuelle Gewalt und mein Ausgeliefertsein daran sagen wollen.

So lebte ich mit dem Nicht-Verstehen und versuchte – so gut ich konnte – gelassen und zuversichtlich auf die bevorstehende Operation zuzugehen.

Einen unter verschiedenen Hinweisen, dass ich »wusste«, was auf mich zukommt, fand ich in der Textnachricht an meine Freundinnen Ursula und Maria, die ich nach der Magnetresonanz-Untersuchung, die einen faustgroßen Tumor im Bauch entdeckte, geschrieben hatte: »Ich bin gerade in einem aufgewühlten Zustand. Das MRI hat ergeben, dass es ein Gewebekloß ist, der abgeklärt werden muss. Wie es weitergeht, wird am Dienstag besprochen. Jetzt muss ich mit aller Macht meine Gedanken zügeln, bis ich mehr weiß. Ich will Rico nicht in die andere Welt folgen. Noch nicht jetzt!«

Ich las die Nachricht zufällig ungefähr neun Monate nach den Operationen wieder und war verblüfft.

Meine Träume vor dem *Großen Schritt*, die ich nicht verstand und nicht in Bezug zu meinem gegenwärtigen Leben setzen konnte, enthüllten im Nachhinein eine kluge und kohärente Sinnhaftigkeit. Von einer lenkenden geistigen Urkraft erzeugt, die Bewusstheit schaffen will und dazu alle Mittel einsetzt. Die aus einem umfassenderen übergeordneten Wissen schöpft, einer anderen Quelle als meinem persönlichen Inneren.

Diese geheimnisvolle Kraft hatte die Träume hervorgebracht. Sie war die Traummacherin, die voraussehend ankündigte, dass mein nächster Schritt auf dem Weg der Befreiung von der Lüge »Wir leben nicht allein« bevorstand. Sie zeigte es mir, indem die Träume gefühlsmäßig sowie zeitlich und örtlich auf die Phase in meinem Leben verwiesen, in der sich der erste radikale Schritt meiner Loslösung von dieser Unwahrheit angebahnt hatte.

Das war, als ich das erste Mal endgültig von einem Mann verlassen wurde. Ich hatte mich damals genauso auseinanderfallend und aufgelöst gefühlt wie die als Geschosse chaotisch durch die Luft fliegenden geköpften Bäume im ersten Traum. Und von genauso überwältigenden Zerstörungskräften gegen mich selbst in Besitz genommen wie Peter, mein Stiefvater, der im gleichen Traum in seinem Schmerz über das Verlassenwerden seine Zerstörungswut gegen andere richtete. Meine Selbststeuerung war mir abhandengekommen. Sie war mir von zwingenden unbekannten Mächten geraubt worden. Ich stand außerhalb meiner selbst, aber auch

außerhalb der Frauen meiner Familie. Ich war in neues fremdes Land geworfen worden.

Das war ich nicht nur als Folge des erstmaligen Verlassenwerdens, sondern auch, weil ich durch mein vermehrtes Anderssein zum ersten Mal bewusst zu ahnen begann, dass meine Mutter sich mit schwarzmagischen Praktiken Macht über mich und andere verschaffte. In Windeseile verstrickte sie ihre Opfer wie eine Spinne in ihrem Netz, um sie sich einzuverleiben. Sie duldete kein Ausscheren, kein Anderssein, kein Abweichen. Damit dies nicht geschieht, setzte sie skrupellos alle Hebel in Bewegung: Boshafte Intrigen, Ränkespiele, Hinterlist, geschickte Täuschung, ausgefeilte Schachzüge, Schläue, taktische Manöver, glaubhafte Lügen. Alles mit dem Ziel, den Status quo zu erhalten und anderen zu schaden.

Mit ausgeklügelter Raffinesse machte sie ihre Werte und ihre Weltsicht den anderen schmackhaft, strich sie ihnen wie Honig um den Mund, bis sie hypnotisiert versicherten, dass es ihre eigenen seien.

So war auch ich ihr ins Netz gegangen.

Sie tat es zwar unbewusst, aber deshalb um nichts weniger wirksam.

Ich hatte sie bis zu diesem Ereignis mehr oder weniger unkritisch verehrt. Ich fand sie unglaublich viel interessanter als die Mütter der anderen. Sie war jung und schön, temperamentvoll, gebildet und intelligent, kreativ, unkonventionell und offen für verrückte bisweilen kriminelle Abenteuer.

Als Jugendliche hatte ich eine Phase, in der ich klaute. Meine Mutter bewunderte meine Geschicklichkeit darin und freu-

te sich diebisch mit mir, wenn ich wieder einen Fang gemacht hatte. Einmal in einem Kleiderladen zwängte sie sich mit mir in die Umkleidekabine, wo ich das von mir begehrte Kleid – während sie am Vorhang Schmiere stand und ausspähte, ob die Verkäuferin käme – schnell in der Tasche verschwinden ließ. Beim Verlassen des Ladens wickelte meine Mutter – in ihrer Taktik versiert – die Frau mit Schmeicheleien über ihre doch so schönen Auslagen ein und lenkte sie von unserem Raubzug ab. Ein paar Schritte außerhalb der Sichtweite jubelten wir über die in gemeinsamer »Arbeit« erstandene Trophäe.

Solch eine Mutter hatte niemand sonst. Ich war unglaublich stolz auf sie und freute mich mit einer die Brust wohlig blähenden, überheblichen Selbstgefälligkeit, dass sie nicht so langweilig, bieder und einengend wie die anderen Mütter war. Durch sie war auch ich etwas Besonderes. Sie lehrte mich täglich, mich mit abschätziger Nonchalance und Großspurigkeit den anderen überlegen zu fühlen.

Jetzt aber bröckelte die Fassade ihrer Macht und dahinter zeigte sich die hässliche Fratze ihrer schwarzmagischen, abgründigen manipulativen Winkelzüge.

Ich bekam es mit der Angst zu tun.

Ich realisierte, dass sie für meine Seele eine überwältigende tödliche Gefahr war. Und wusste, dass ich fortan lernen musste, mich vor ihrem Gift zu schützen.

Gleichzeitig schwante mir, dass meine Abgrenzung gegenüber ihren machtbesessenen, unheilvollen Machenschaften eine gefährliche Unternehmung mit ungewissem Ausgang ist, die mich bis auf den letzten Blutstropfen fordern würde.

Denn aus diesem bis zu seiner Unkenntlichkeit fein und raffiniert gewobenen Spinnennetz auszubrechen, war Hochverrat. Hochverrat an den Frauen meiner mütterlichen Familie, der mit dem Tod geahndet wird.

Dem seelischen Tod.

Dem seelischen Tod, der in meinem Traum im Bild der chaotisch durch die Luft fliegenden Baumstamm-Geschosse die Zersetzung meines psychischen Zusammenhaltes zum Ausdruck bringt.

Möglicherweise würde ich mein entschiedenes Nein nicht gegen ihre dunkle Macht behaupten können. Und an ihrer Übermacht zerschellen. Tatsächlich kostete mich meine Befreiung aus dieser zähen Umklammerung Phasen bedrohlicher innerer Auflösung, unsicher, ob ich mich wieder neu zusammensetzen könne.

Im zweiten Traum, in dem ich als heutige Frau allein in stockdunkler Nacht durch das verschlafene Dorf meiner Kindheit radelte, hatte ich mich der Geilheit der Männer nackt und schutzlos preisgegeben gefühlt. Das war wie in meiner Jugend, als ich die ersten sexuellen Erfahrungen machte. Naiv und ahnungslos, ohne es selbst zu bemerken, hatte ich die Lüsternheit der Männer sogar herausgekitzelt. Wagemutig, reale Bedrohungen verleugnend.

Weil ich unbewusst die Lüge weiterleben wollte.

Aus der gleichen abgrundtiefen Angst vor dem Schmerz des Allein-Seins, die die Frauen in meiner Familie über Generationen in eine würdelose Abhängigkeit gezwängt hatte.

Und demselben Reflex folgend, mit dem sie diese Angst gekonnt aus ihrem Leben bannten.

Dieser Reflex bestand darin, sich in ihrem Wert als Frau darüber zu definieren, von den Männern begehrt und gebraucht zu sein. Als Geliebte, Mutter, Hausfrau und Repräsentationsobjekt, als unentbehrliche Seelenführerin, Schwester, Muse, Göttin oder Hexe. Verführerisch, aufmüpfig, machtvoll, geheimnisumwittert, heilig, verrucht, kindlich oder aber devot und folgsam.

In ihrer Unfreiheit reduzierten sie sich darauf, für die Männer da zu sein. Jeglicher Impuls, aus sich selbst heraus eine Daseinsberechtigung zu suchen, war erloschen. Hineingepresst in die freiwillige und vermeintlich lustvolle Preisgabe ihres Körpers werteten sie sich auf, je mehr sie ihnen den Kopf verdrehten und sich unentbehrlich machten. Letztlich jedoch standen sie im Rang unter den Männern und ihre diffus gefühlte hilflose Abhängigkeit von ihnen bewirkte eine untergründige maßlose Wut auf sie.

Die Liebe war Lichtjahre entfernt.

Irrwitzigerweise war diese unwürdige Stellung, in der sie die sexuellen und Machtgelüste der Männer – wie auch ihre genau gleichen eigenen Gelüste – befriedigten, mit einer Überheblichkeit gegenüber anderen Frauen gekoppelt, die weniger aktiv darauf aus waren, von den Männern begehrt und gejagt zu werden und deshalb womöglich weniger anziehend auf diese wirkten. In ihren Augen waren das unscheinbare graue Mäuse, die nichts zu bieten hatten und es nicht schafften, einen Mann zu kriegen. Vor allem keinen derjeni-

gen Männer, die den Kampf der Geschlechter ebenso suchen wie sie es selbst taten. Und deshalb – ohne dieses Machtgebaren – aus ihrer Sicht eben unattraktiv. Im Gegensatz natürlich zu ihrer eigenen atemberaubenden Strahlkraft, die sie gezielt einsetzten, um die Männer zu umgarnen, bis sie sich geschlagen gaben und ihnen gebannt erlagen. Diese anderen Frauen, auf die sie verächtlich herabschauten, waren Frauen, von denen sie möglicherweise etwas hätten lernen können. Frauen, die möglicherweise aus sich selbst heraus eigenständig sind. Frauen, die möglicherweise lieben. Frauen, die möglicherweise geliebt werden.

Dieses zutiefst würdelose Dasein als Frau war durch die Verknotung so vieler Widersprüche schwer zu entlarven. Macht und Ohnmacht, Liebe und Hass, Kälte und Verletzlichkeit, Rache und Sehnsucht, Angst und Schmerz waren bis zu ihrer völligen Unkenntlichkeit ineinander verwoben und überlagerten sich. Über Generationen durchzog es in verschiedenen Spielarten das Leben der Frauen meiner mütterlichen Familie.

Sie mussten sich einreden, dass sie mächtig seien und beherrschten perfekt die Attitüden der Macht. Ob als unwiderstehliche Geliebte, ehrgeizige Mutter, betörende Muse, unübertreffliche Gastgeberin, exzellente Unterhalterin oder Bewunderung und Neid weckende Repräsentantin.

Andererseits handelte es sich um weit mehr als nur die Pose und den Gestus der Macht. Tatsächlich übten sie eine Form der Macht aus, mit der sie die Seele ihrer Opfer sukzessive austrocknen und verdorren ließen. Gefangen gehalten

in unaufhörlichem Schrecken, in bodenlos verschlingender Angst. Von ihren Argusaugen bewacht.

Fegefeuer.

Darunter lauerte der blanke Horror angesichts ihrer unwürdigen Stellung. Sicher getarnt dadurch, dass sie in ihr Gegenteil verkehrt war.

Sie, die Opfer, waren zu Täterinnen geworden.

Sie, die ursprünglichen Opfer, hatten sich die hemmungslosen Gewaltpraktiken ihrer Peiniger zu eigen gemacht. Allen voran diejenigen meines Urgroßvaters. Wenn auch in weitaus subtilerer Form.

Er war ein gewalttätiger Despot. Ein launischer Unterdrücker und unberechenbarer Choleriker, der seine Frau und die gemeinsamen sieben Kinder unzählige Male grün und blau schlug und von allen gefürchtet war. Ihm waren meine Urgroßmutter, meine Großmutter und meine Großtante bis ans Messer ausgeliefert. Seine maßlose, von Hass und blinder Zerstörungswut angetriebene Tyrannei wirkte wie ein verheerender Sturm, der das Land, über das er hinwegfegt, vernichtet zurücklässt. Mitleidslos. In jeder Seele anders. Im Ergebnis jedoch immer gleich. In einem Aufschrei von Schmerz in Stücke geschlagen.

Sie erlebten jedoch ebenso, als Frau und als Töchter ausgerechnet dank ihres Unterdrückers etwas Besonderes zu sein: dank ihres Ehemanns und ihres Vaters, eines aufstrebenden erfolgreichen Geschäftsmannes, der als Auswanderer im ausgehenden 19. Jahrhundert aus dem damals hinterwäldlerischen Berner Oberland sein Glück in Ostpreußen suchte

und fand. Sein Name war Programm, er hieß Meier und war in seiner Heimat Käser gewesen. In Königsberg hatte er eine florierende Molkerei und ein edles Pferdegestüt aufgebaut und eine Litauerin geehelicht.

Meine Großmutter genoss es, zur Oberschicht zu gehören. Mit distinguierter Eleganz ritt sie als manierliche und vortrefflich gebildete Tochter auf erstklassigen Pferden aus und trug ihre Nase stets merklich höher. Ihren Dünkel pflegte sie zeitlebens. So legte sie immer Wert darauf, einen Adligen geheiratet zu haben und ließ keine Gelegenheit aus, das »von« vor ihrem Namen herauszustreichen. Wohlweislich verschwieg sie, dass ihr adlig geborener Mann von Polen nach Deutschland geflüchtet war – angeblich, um der Massakrierung durch den Mob zu entkommen – und dort ein bescheidenes bürgerliches Leben aufgebaut hatte.

Sie kannte beides: sowohl Opfer der rohen gewalttätigen Macht ihres Vaters zu sein als auch sich der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Machtstellung ihres Vaters für ihre eigene Erhöhung zu bedienen.

Um seelisch nicht getötet zu werden, identifizierte sie sich mit dem Gewalttäter und entwickelte ihre eigenen Strategien, um nunmehr selbst Macht auszuüben und über andere zu herrschen. Um ja nicht erneut ihre Ohnmacht und ihr Ausgeliefertsein zu erleiden.

Was wäre als Frau – den Männern physisch an Kraft unterlegen – leichter gewesen, als undurchsichtige Methoden zu entwickeln, unfassbar wie perlendes Quecksilber, das bei jedem Versuch es zu fassen, durch die Finger rinnt. Nie greif-

bar trotz aller angestrengten Versuche, es dingfest zu machen, exakt zu benennen und damit zu bannen.

Unheimliche, beängstigende, Unheil bringende Methoden. Den physischen überlegen.

Der vermeintlich einzige Ausweg aus dem Inferno war, das zu wiederholen, was sie zerschmettert hatte. An kaltblütiger physischer und psychischer Gewalt und bestialischer Machtausübung zerbrochen, rettete sie vordergründig ihre Seele, indem sie zu Machtpraktiken griff, die unsichtbar in Nebel und Dunst entwischen. Nicht auszumachen. Unfassbar. Voller Gerissenheit und Schläue. Gänzlich anders als die manifesten, dumpfen und brutalen Methoden ihres eigenen Vaters.

In ihrer Not gewann sie so zumindest im Nachhinein die Illusion einer Herrschaft über den, der sie gequält hatte. Und der vor ihr gekommen war.

Und quälte fortan diejenigen, die nach ihr kamen.

Damit bannte sie die zerstörerische Macht ihres Vaters. Der Preis, den sie bezahlte, war ein unentrinnbares Kreisen in der Düsterkeit des seelischen Ruins.

Dieses verrückte Spiel spielte nicht nur sie. Ebenso meine Mutter. Und ziemlich sicher schon meine Urgroßmutter.

Ein sich perpetuierender Fluch. Der von Generation zu Generation übertragen wurde. Der auch an mich übertragen werden sollte.

Schwarze Magie.

Die perverse Lust, durch das Zufügen von Leid und Schmerz Macht zu zelebrieren, gepaart mit dem Hunger,

heillose Verstrickung zu entfesseln und geschickt zu inszenieren.

Die Zauberkünste meiner Mutter und auch meiner Großmutter hatten mich zunächst zu einer willenlosen Marionette gemacht. Beinahe blieb ich darin stecken. Vom Fluidum ihrer in Aussicht gestellten Vorteile geblendet, verwickelt und verheddert. Beinahe unterwarf ich mich freiwillig ihren Vorgaben und nährte ihren höhnisch geifernden Triumph, mich gefügig gemacht zu haben.

Als ich, nachdem mich mein Freund verlassen hatte, die eiskalt berechnenden Schachzüge ihrer Machtausübung zu durchschauen begann, wurde ich zu einer verängstigten Gejagten. Gepeinigt. Immer auf der Flucht. Jederzeit zur Abwehr gewappnet. Schutzbedürftig.

Es brauchte Jahrzehnte, bis ich ihre dämonische Arglist als gespenstische Verdrehung ihrer eigenen Machtlosigkeit enttarnte. Ursprünglich selbst misshandelt und geschunden.

Der eigenen Unmündigkeit und Machtlosigkeit gegenüber den Männern entgegenzutreten, war ein Ding der Unmöglichkeit. Geschweige denn dem Grauen der Einsamkeit. Beides war in tiefste Unbewusstheit eingegraben.

In dieses undurchsichtige Netz war auch ich eingesponnen. In meiner Jugend nämlich folgte ich als treue Erbin dem ehernen Gebot der Frauen meiner Familie.

Meine Mutter hatte, als ich knapp siebzehn Jahre alt war, alles daran gesetzt, die Realität, dass ich von meinem ersten Freund verlassen worden war, zunichtezumachen. Mit der gebündelten Energie des über Generationen befolgten De-

kretes »Wir Frauen leben nicht allein« im Rücken hatte sie erfolgreich gesiegt. In der Nacht, in der sich mein Freund von mir trennte, hatte ich mit den Schlaftabletten meiner Mutter einen Selbstmordversuch unternommen, den ich nur knapp überlebte. Ich wusste, dass es hochpotente Barbiturate waren, die heute wegen ihrer gefährlichen Toxizität verboten sind.

Ich stand damals wie die ungezählten Ahninnen und die lebenden Frauen der Familie – meine Großmutter, meine Großtante, meine Mutter und auch meine Schwester – noch ganz im Bann des Gebotes: Das, was war, durfte unter keinen Umständen sein. In sowohl meinem Schmerz über die Zurückweisung durch meinen Geliebten als auch meiner Scham, dass ich in meiner Familie als Erste diese unvorstellbare Niederlage soeben erlitten hatte, war es für mich jenseits des Denkbaren, bei meiner Mutter Trost zu suchen. Es konnte nicht sein, was nicht sein durfte. Lieber wollte ich sterben, als die unbarmherzigen Höllenqualen der verschmähten Liebe und die grenzenlose Schmach des Versagens auf mich zu nehmen.

Trotzdem zauderte ich bis zum Morgengrauen. Erst als sich das noch fahle Licht kaum merklich in die Dunkelheit der Nacht schob, schluckte ich die todbringenden Tabletten, eingehüllt in die flaumig wärmende Geborgenheit meiner Federbettdecke, mit einer leisen Hoffnung – so dünn und kraftlos wie die Flamme einer sterbenden Kerze –, dass meine Mutter mich entdecken würde, bevor es zu spät ist. Mein Leben auszulöschen war die viel stärkere Macht – eine lodern-

de Glut –, verzweifelt und wütend. Ohne es zu wissen, wollte ich, ebenso wie mich selbst, meine im Bann gefangene Mutter töten.

Sie kam in mein Zimmer, um mich für die Schule zu wecken, sah mich halbtot im Bett liegen und las meine kurzen Worte des Abschiedes, die ich auf ein Blatt Papier gekritzelt hatte. Die Ambulanz war schnell zur Stelle und brachte mich bewusstlos und vergiftet auf halsbrecherischer Fahrt mit Blaulicht in die nächste Klinik, unterwegs von Reanimationsversuchen der Retter traktiert, meine schreiende, schluchzende Mutter neben mir.

Im Drama meines missglückten Selbstmordversuches hatte sich ein winziger Spalt geöffnet, um in eine andere Welt einzutreten und das in Stein gemeißelte Gesetz als Lüge zu entlarven. Der Blick in diese neue Welt hätte mich den unsäglichen Schmerz gekostet, die bodenlose Einsamkeit des Verlassenwerdens zu fühlen, vor der sich meine Vorfahrinnen so wohlweislich wie unbewusst geschützt hatten. Es wäre der mutige Schritt gewesen, nach meinem Selbstmordversuch allein, ohne meinen Freund, weiterzugehen. Und damit den Bann zu brechen.

Dies jedoch hintertrieb meine Mutter, während ich – mit leergepumptem Magen und ausgetauschtem Blut noch von der Vergiftung geschwächt – im Spital lag. Sie setzte alles daran, das übliche Prozedere zu verhindern, nach einem Suizidversuch psychologisch betreut zu werden. Herablassend und voller Empörung herrschte sie die Ärzte an, dass ich, wo ich doch ihre Tochter sei, niemals verrückt sein könne und so et-

was nicht brauche und sie sich ausschließlich um meine körperliche Instandsetzung zu kümmern hätten. Tödlich beleidigt, dass so ein Vorgehen überhaupt in Erwägung gezogen wurde, setzte sie sich gegen den Willen der behandelnden Ärzte durch. Zusätzlich fädelte sie mit ihren manipulativen Fähigkeiten geschickt ein, dass mein Exfreund reumütig an mein Krankenbett kam.

Wir waren danach noch vier Jahre zusammen. Als es zu Ende ging, war ich diejenige, die die Trennung wollte.

Ich verließ ihn. Ich wurde nicht verlassen.

So platzte, nach meinem zum Glück gescheiterten Selbstmordversuch, die Möglichkeit, schon während meiner Jugendjahre erste Schritte zu tun, das Risiko der Liebe und der Lebendigkeit zu wagen. Als Eintrittsticket hätte ich den Schmerz, verlassen zu werden, erleiden müssen. Dem aber kam meine Mutter zuvor. So platzte damals auch die Möglichkeit, die Fähigkeit zur Liebe zu entwickeln. Mit dem Wissen, dass es in der Liebe keine garantierten Gewissheiten und keinen Schutz vor Verletzung und Enttäuschung gibt. Mit der Bereitschaft, sich dennoch zu öffnen. In der verkörperten Seele und im beseelten Körper. Um dem Geliebten zu begegnen.

Etwas, was die Frauen meiner Familie aus Angst vor den höllischen Seelenqualen der Einsamkeit vermieden hatten. Etwas, was sie als gebrannte Kinder leugneten, indem sie die Tatsache ihrer Einsamkeit in ihr Gegenteil verkehrten: »Wir leben nicht allein«. Die von ihnen gefürchtete Realität, ohne Mann in den Schlund der Einsamkeit geworfen zu sein, war

zu unerträglich für sie, als dass sie in das Antlitz des Allein-Seins hätten blicken können. Stattdessen bauten sie unermüdlich an einem undurchdringlichen Wall, um sich davor zu schützen.

Eigentlich kaum fassbar, wie dieser Mechanismus über Generationen funktionieren konnte.

Eigentlich vollkommen fassbar, weil nichts leichter ist, als das Bekannte immer und immer zu wiederholen und weiterzuspinnen.

Ausbruchsversuch

In mir jedoch gab es eine unbewusste Kraft, die die Schutzmauer vor dem Liebesschmerz niederreißen wollte. Diese Kraft »wusste«, dass die süßen Freuden und Tiefen des Liebens verborgen und unzugänglich bleiben würden, solange die über Generationen aufgebaute Trutzburg weiterhin bestehen würde. Sie »wusste«, dass die Sicherheit vor dem Schmerz nur zum Preis des Verzichts auf die Liebe zu haben ist. Sie »wusste«, dass der Liebesschmerz, den ich sorgfältig vermieden hatte, das Opfer ist, um die Liebe erleben zu können. Sie »wusste«, dass ich es wagen müsste, den bedrohlichen Abgrund des Verlassenwerdens an mich herankommen zu lassen und ihn zu fühlen, wenn ich in ihn hineingeworfen würde.

Ich musste noch bis zu dem Moment warten, als mich mein späterer Freund nach zwei Jahren des Zusammenseins

DANK

Ich danke all denen, die dazu beigetragen haben, dass dieses Buch bis zu seiner heutigen Form heranreifen und realisiert werden konnte. Und ich danke den Vielen, die Wesentliches dazu beigesteuert haben, dass ich *noch* da bin und *so* da bin.

Christof Brassel, der mit unermüdlicher Begeisterung die Entstehung meines Buches begleitet hat, mit seinen gehaltvollen, detaillierten und ebenso von einer größeren Perspektive aus betrachteten kritischen Feedbacks. Der keinen Aufwand gescheut hat, die vielen überarbeiteten Versionen jedes Mal mit unvoreingenommener Frische zu lesen und gemeinsam durchzuarbeiten.

Herbert Giller, meinem dankbaren Zuhörer meiner gelesenen Auszüge – stundenlang bis in späte Nächte hinein.

Christel und Peter Accola, die mein Buch vorab gelesen und mir mit ihren das Leben liebenden Anmerkungen Mut gemacht haben.

Achim Gralke, der einerseits mit seiner beharrlichen Akribie und andererseits mit seinem Credo für einen offenen sowie einvernehmlichen und lösungsorientierten Diskurs sein jahrzehntelanges, mit Herzblut gefülltes Fachwissen großzügig zur Verfügung gestellt hat und zugleich mein Lektor ist.

Günter Bucher, meinem Verleger, den es gebraucht hat, dass mein Buch in die Welt gekommen ist, ebenso wie Lisa Gamper, Stefan Huck und René Uhlmann.

All den Menschen, die ein oder mehrere Puzzlesteine zu meiner Befreiung aus den von meiner mütterlichen Familie überlieferten Lebensmustern beigetragen haben, allen voran Rico und Emaho. Rico, der mir vorbehaltlos beistand und mit dem ich erleben durfte, geliebt zu werden und zu lieben. Emaho, der in Klarheit mit und ohne Worte wegweisend präsent war.

Meinen Freunden, die mich während der lebensbedrohlichen Phase meiner NachtMeerFahrt mit ihrer Liebe, Fürsorge und ihrem Zugegen-Sein am Leben gehalten haben.

Und natürlich allen Ärzten und Ärztinnen, Pflegenden und allen sonstigen Begleiterinnen und Begleitern, die sich für mein Immer-Noch-Dasein eingesetzt haben.